

MARTIN LÄTZEL

Eine Sache der Hoffnung

Kulturpolitische Implikationen zu Heimat und Identität

Heimat und Identität in der Diskussion

Man kann heutzutage eine treffliche Diskussion darüber führen, was die Heimat ausmacht, ob es eine kulturelle Identität geben kann. Ja, man kann sogar darüber streiten, ob der Begriff der Heimat überhaupt noch Verwendung finden kann, finden darf. Shermin Langhoff, Intendantin am Berliner Maxim Gorki Theater, möchte ganz darauf verzichten, hält das Thema für diskreditiert (vgl. Langhoff 2018). Seit einigen Jahren gibt es im Kulturbereich verstärkte Diskussionen um die Frage nach Beheimatung und kultureller Identität. Nahm man vor zwei Jahrzehnten noch an, dass die Globalisierung durch die Ausprägungen regionaler Identitäten ausbalanciert werden kann, wurde der Terminus mittlerweile gekapert und die Ausprägung kultureller Identität wird eher als Abschottung und Ausgrenzung verstanden. Während Kulturwissenschaftler*innen die Existenz einer singulären Identität überwiegend verneinen, argumentieren Politikwissenschaftler*innen und Politiker*innen dafür.

Jede dieser Argumentationslinien hat etwas für sich. Wir stehen vor der Frage, wie gesellschaftliche Kohäsion und Diversität zusammenpassen. Können das die Alternativen sein? Wie können diese Ansätze zusammen gedacht und konkretisiert werden? Dieser Beitrag geht davon aus, dass es eine Lösung des Umgangs mit dem Phänomen gibt. Ob die Wege letztlich erfolgreich begangen werden können, ist sich der Autor indes nicht mehr sicher. Zumal die schwierige Frage zu stellen ist, in welchen Erfolgskategorien zu denken ist.

Zwei Zugänge zu Heimat und Identität

Zunächst ist zu fragen, woher die Renaissance des Heimatbegriffs kommt. Das bloße politische Propagieren ist entweder substanzlos oder hat Gründe in der gesellschaftlichen Entwicklung. Die Psychologin Beate Mitzscherlich konstatiert: »Beheimatung wird immer dann zum Problem, wenn die aktuelle Lebenswelt auf längere Sicht nicht mit den aus biographischen Erfahrungen resultierenden Bedürfnissen der Person übereinstimmt beziehungsweise wenn der Person soziale, kulturelle und/oder psychische Integration in einem gegebenen Kontext über längere Zeit nicht gelingt. Es geht dabei immer um die Diskrepanz zwischen individuellen Bedürfnissen nach Einbindung, Anerkennung und sozialer Positionierung einerseits und sozialen, regionalen beziehungsweise kulturellen Möglichkeitsräumen dafür andererseits [...]« (Mitzscherlich 2000: 210 f.). Heimat ist aber, folgt man Mitzscherlich, »eine subjektive Konstruktion« (ebd.: 226). So betrachtet lässt sie sich gar nicht für kollektive Entwicklungen politisch vereinnahmen und völkische Heimatbegriffe, die von der kollektiven Identität eines wie auch immer gearteten Volkskörpers ausgehen, sind demnach durchweg abzulehnen. Gleichwohl bedarf es einer kulturpolitischen Antwort oder eines kulturellen Angebotes, wenn es individuelle Divergenzen gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen gibt, da es, nach Mitzscherlich, einen engen individuellen Bezug zum kulturellen Hintergrund gibt. (Vgl. ebd.: 228) Das kulturelle Angebot sollte so gestaltet sein, dass es die Divergenzen thematisiert, weil Kunst reflektiert und Interesse wecken soll für differierende Kulturen und um Antworten auf gesellschaftliche Herausforderungen zu generieren (vgl. Bettini 2018: 111).

Wie das gelingen kann? Dabei können zwei Denkansätze helfen, die schon einige Jahrzehnte alt sind, dabei nicht im Verdacht des Radikalismus stehen.

Jean Améry veröffentlichte 1966 als Emigrant erstmals seinen Essay »Wieviel Heimat braucht der Mensch?« (Neuaufgabe 1977) Seine Perspektive ist diejenige dessen, der die Heimat – in Amérys Fall war das Österreich – verloren hat. Er beschreibt seine Exilerfahrungen und sinniert darüber nach, was ihm nun, der er erst für seinen Freitod nach Österreich zurückkehren wird, an Heimat fehlt und was diese Heimat für ihn ausmacht. Améry ist aufgrund seines Denkens und seiner Biografie des puren Nationalismus' unverdächtig. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist das Heimweh und zwar als Selbstentfremdung. (Vgl. Améry 1977: 85) Er konzidiert, dass die Heimatlosigkeit auch Vorteile mit sich bringe. Der Horizont werde erweitert, man lerne andere Kulturen kennen und relativiere die eigene Weltansicht. Das ist ein Gedanke, den man in ähnlicher Form auch bei Franz Kafka und noch deutlicher bei dem ebenfalls exilierten Vilém Flusser findet: »Heimatlosigkeit ist Freiheit« (Flusser, zit. nach: Zöller 2015: 10). Gleichwohl vermittele eine Heimat, so Améry, dem Individuum Sicherheit:

»In der Heimat beherrschen wir souverän die Dialektik von Kennen-Erkennen, von Trauen-Vertrauen: Da wir sie kennen, erkennen wir sie und getrauen uns zu sprechen und zu handeln, weil wir in unsere Kenntnis-Erkenntnis begründetes Vertrauen haben

dürfen. Das ganze Feld der verwandten Wörter treu, trauen, Zutrauen, anvertrauen, vertraulich, zutraulich gehört in den weiteren psychologischen Bereich des Sich-sicher-Fühlens. Sicher aber fühlt man sich dort, wo nichts Ungefähres zu erwarten, nichts ganz und gar Fremdes zu fürchten ist. In der Heimat leben heißt, daß sich vor uns das schon Bekannte in geringfügigen Varianten wieder und wieder ereignet.« (Améry 1977: 91 f.)

Interessant ist, dass Améry schon 1966 den Begriff »Heimat« mit dem Begriff »Sicherheit« verbindet, eine Verknüpfung, die heute gerade in rechten Kreisen nahezu strapaziert wird. Améry aber will gerade nicht, dass seine Beschreibung von Heimat zur Exklusion führt. Denn in der Heimat sich sicher zu fühlen, »kann zur Verödung und zum geistigen Verwelken im Provinzialismus führen, wenn man nur die Heimat kennt und sonst nichts.« (Ebd.: 92) Ein »kultureller Internationalismus« gedeihe »nur im Erdreich nationaler Sicherheit.« (Ebd.: 90) Aber: »Hat man [...] keine Heimat, verfällt man in Ordnungslosigkeit, Verstörung, Zerrahrenheit.« (Ebd.: 91) Heimat ohne Kosmopolitismus funktioniert in Amérys Sinne ebenso wenig wie vice versa. »Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben, so wie man im Denken das Feld formaler Logik besitzen muß, um darüber hinauszuschreiten in fruchtbarere Gebiete des Geistes.« (Ebd.: 90)

Ernst Bloch, ebenfalls Migrant, entwarf hingegen ein utopisches Heimatbild, in dem sich erst am Ende allen Handelns und als Ergebnis der Hoffnung eine mögliche Be-Heimattung ergibt, wie der letzte Satz seines Hauptwerkes, wiederholt und gerne zitiert, besagt:

»Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.« (Bloch 1959: 1628)

Die Begriffe »Hoffnung« und »Heimat« sind bei Bloch eng miteinander verbunden und sind auf die Zukunft ausgerichtet. Heimat ist im Sinne Blochs eine provisorische Kategorie. Und sie sollte es – unfertig und offen gehalten – auch bleiben. Heimat ist nicht statisch zu formulieren, sondern im Prozess begriffen. Seine Formulierungen sind kaum zu paraphrasieren, hier lohnt das ausführliche Zitat.

»Trotz Widerstands ist und bleibt noch die Welt so erkennbar wie demgemäß veränderbar, gegen die Meinung eines banal entschiedenen Pessimismus wie aller Gegenwart von Optimismus, der konsumierend statt militant auftreten zu können glaubt. Nicht nur wir, sondern die Welt selber ist noch nicht zu Hause; aber Erkenntnis, am Fluß des Vorhandenen wie an dem Ruf: »Desto schlimmer für die Tatsachen« orientiert, zum Zuhause sein tendierend, kann unbestechlich Helferin sein in einer schweren Geburt. Heimat, dies prozeßhaft Vermittelbare, doch Ausstehende, Unnachlässliche hat zuerst die letzt-hinnige Evidenz von Wahren an sich, in sich; zentral problemhaft wohnt Angelangtsein utopisch im Kern von guten Möglichkeiten, in der Treue dazu.« (Bloch 1985: 60)

Ein kulturpolitisch verantwortbar zu verwendender Heimatbegriff changiert zwischen Améry und Bloch. Ein Heimatgefühl gibt Sicherheit, braucht aber den Dialog und die Begegnung. Gleichwohl darf der Prozess der Heimatfindung nie abgeschlossen betrachtet werden, bleibt Utopie und Ziel der Hoffnung. Zukunft und Erinnerung sind aufeinander bezogen und müssen in dieser Spannung ihren Niederschlag finden. Die neue Rechte verleugnet die utopische und die dialogische Dimension der Heimat. Aufgabe der Kulturpolitik wird es also sein, diese ebenso zu befördern wie die Erinnerung in der Vermittlung des kulturellen Erbes.

Kulturpolitische Implikationen

Um zu verhindern, dass die Gesellschaft weiter auseinanderdriftet, braucht es eine rege Kulturpolitik, die argumentiert, die kritisiert, die konstruktiv Veränderungen begleitet und gesellschaftliches Miteinander aushandelt sowie kulturelles Erbe pflegt. Dafür bedarf es der Ressourcen für Personal, für Räumlichkeiten und strategische Konzepte in der Kulturpolitik, um die Prozesse zu steuern. Es benötigt also »Fähigkeiten, sich zu beheimaten und einen eigenen Zusammenhang mit der Welt zu reflektieren und zu erneuern« sowie die »Erfahrung von Gemeinschaft, Verantwortung und Sinnstiftung – als Voraussetzung von Beheimatung« (Mitzscherlich 2000: 237).

Begriffe wie »Heimat« und »Identität« benötigen zunächst ein neues, positives und stabiles Framing. Die Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe ist die Auseinandersetzung mit der Herkunft. Sie muss aber verbunden sein mit einem Aufbruch in die Zukunft, die veränderte Bedingungen bietet. Hier Ängste abzubauen, helfen die kulturelle Bildung und die Künste, ja, die gesamte kulturelle Infrastruktur. Ein selbstkritischer Blick kann dabei hilfreich sein. Die empfundene Entwertung ganzer Bevölkerungsgruppen darf durch das Angebot der kulturellen Infrastruktur nicht verstärkt werden. Da es angesichts der globalen Herausforderungen nötig scheint, individuelle und kollektive Selbstbegrenzungsstrategien zu entwickeln, kann die kulturelle Infrastruktur als Avantgarde dienen. Der kulturelle Dialog ist notwendig, stärker noch als der soziale. Er wird organisiert in den Einrichtungen der Kunst, die die Möglichkeit der Reflexion bieten, wie das Theater und die Oper, die Besinnung auf das gemeinsame (bequeme und unbequeme) Erbe wie Museen und Gedenkstätten oder die kulturelle Bildung, wie dies in (Jugend-)Kunstschulen oder Volkshochschulen angeboten wird. Der Dialog funktioniert indes nur, wenn Identität als subjektives Phänomen betrachtet wird und es die jeweiligen individuellen Kompetenzen zur Auseinandersetzung mit aktuellen Phänomenen gibt.

Grundlegend gehen wir von einem offensiv vertretenen umfassenden Kulturbegriff (als Gesellschaftspolitik und Querschnittspolitik) aus, der den Blick auf die Zivilisation miteinschließt. Das bedeutet, die kulturelle Infrastruktur argumentativ und aktiv zu unterstützen in der Gewissheit, dass die Einrichtungen und Institutionen, die öffentlich gefördert werden, den Diskurs auf der Grundlage

unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung befördern und dabei Projekte zu initiieren, die die Gesellschaft auf ebendieser Grundordnung weiterentwickeln. Eine freie Kunst kann Reflexion bewirken. Eine aktive Kulturpolitik ist Extremismusprophylaxe. Über das, was unsere Kultur ausmacht, muss mehr geredet werden und gehört deswegen ins Zentrum des Diskurses, nicht in der Abwehr, sondern im Setzen von Themen und Inhalten. Über Heimat und Identität muss in der Kultur gesprochen werden. Hier gilt:

»Ideen, über die nicht geredet wird, haben [...] keine Überlebenschance in der Demokratie. Ideen, Werte oder Moralvorstellungen, die nicht über ihre Sprache wachgehalten und ausgebaut werden, indem sie immer wieder im Zusammenhang mit aktuellen Themen als Grundlage der Diskussion benannt werden, können neben ihren ideologischen Widersachern nicht dauerhaft bestehen. In einem öffentlichen Diskurs, in dem es an sprachlichen Alternativen mangelt, erodieren gedankliche Alternativen und dadurch letztlich Handlungsalternativen.« (Wehling 2016: 60)

Aber es bedarf der Konnotation, eben des Framings, auf das Wehling abzielt. Das Sprechen über das, was Kultur ausmacht, ist das Sprechen über die Werte des Zusammenlebens.

Anhänger der neuen Rechten zu überzeugen, kann nicht das Ziel von Kulturpolitik sein. Ihre Aufgabe ist es, die anderen rund 87 Prozent im Bewusstsein eines freiheitlich-demokratischen Zusammenlebens zu bestärken und kulturelle Entwicklungen zu erkennen und der kulturellen Fehlinterpretation beziehungsweise politischen Vereinnahmung der Kunst entgegenzuwirken. Schon deshalb kommt der Bildung eine noch weitaus höhere Bedeutung zu, als ihr ohnehin allgemein zugeschrieben wird. In einer Zeit, da zum einen eine Spaltung der Gesellschaft zu beobachten ist und zum anderen die extremen Ränder gestärkt werden, hat die Kulturpolitik den Auftrag, den Dialog über die Kohäsion in der Gesellschaft zu ermöglichen.

Wir stehen vor der Alternative, die Sehnsucht nach Heimat und Identität (vulgo nach Sicherheit) zu negieren, weil wir uns kulturpolitisch aufs Glatteis begehen könnten oder aber wir greifen die Bedürfnisse auf und finden einen Zugang zu einer Dimension, die in den vergangenen Jahrzehnten im Kontext einer zu Recht kosmopolitisch ausgerichteten Kulturpolitik zu sehr vernachlässigt worden ist. Dieser Beitrag soll genau hierfür ein Plädoyer sein. Dabei darf es nicht um terminologische Spitzfindigkeiten gehen, sondern um das Aufgreifen eines Grundgefüges, das sich in der Auseinandersetzung um Heimat und Identität befindet. Vielfach ist vor der Gefahr gewarnt worden, rechte Terminologie zu übernehmen oder – noch viel mehr – deren Argumente, um einer als gefährlich verstandenen Ideologie das Wasser abzugraben. Diese Warnungen sind verständlich. Gleichwohl kann es gelingen, wie dies auch Améry und Bloch versucht haben, die Begriffe »Heimat« und »Identität« so zu besetzen, dass sie nicht den »Falschen« überlassen werden.

Konkretisierungen

Ein kulturpolitisches Programm changiert demzufolge zwischen Vergewisserung zur Stabilisierung und Erinnerung, zwischen der kritischen Reflexion von Tradition und desgleichen von Fortschritt. Zukunft braucht Erinnerung und Erinnerung braucht Zukunft. Das ist die kollektive Perspektive und sieht individuell kaum anders aus. Zweifelsohne ist Heimat ein Konglomerat aus Gefühlen, Reizen und Impulsen, die das Gedächtnis formen. Das bedeutet, Heimat sowohl im Kontext von Stabilität und Sicherheit wie auch als Prozess und Entwicklung, als jeweils neue Aneignung von Umwelt und Mitmenschen zu sehen. Renate Zöller zitiert Hermann Bausinger; er resümierte schon in den 1980er Jahren den Gedanken eines flexiblen und fluiden Heimatbegriffs: »Heimat und offene Gesellschaft schließen sich nicht mehr aus: Heimat als Aneignung und Umbau gemeinsam mit anderen, Heimat als selbst mitgeschaffene kleine Welt, die Verhaltenssicherheit gibt, Heimat als menschlich gestaltete Umwelt.« (Bausinger 1986: 88) Das ist kein abgeschlossener, exkludierender Heimatbegriff, sondern ein offener, projektierender, der das Fremde nicht desavouiert, sondern als Ressource versteht, sich bekannt macht (gemeinsam mit anderen), um Zukunft zu gestalten und doch Sicherheit (und Verlässlichkeit im Vertrauen) zu gewinnen. Und diese Sicherheit ist es, die offen für das Neue werden lässt, wie die Psychologin Beate Mitzscherlich in einem Interview mit der Berliner Zeitung im Oktober 2017 betont: »Wo ich mich sicher fühle, und meine eigene Existenz oder nur Biografie nicht bedroht fühle, muss ich mich nicht so gegen das Fremde abgrenzen.« (Vates 2017)

In den Brennpunkten von Sicherheit und Offenheit, Erinnerung und Zukunft, Tradition und Fortschritt lässt sich Heimat kulturpolitisch thematisieren und konkretisieren. Kulturpolitik vertritt Werte und Haltungen und stellt sich ergebnisoffen aber selbstsicher der Diskussion. Auch hier können wir uns von Bausinger leiten lassen:

»Heimat ist nicht mehr Gegenstand passiven Gefühls, sondern *Medium u n d Ziel praktischer Auseinandersetzung*; Heimat kann nicht ohne weiteres auf größere staatliche Gebilde bezogen werden, sondern betrifft die *unmittelbare Umgebung*; Heimat erscheint gelöst von nur-ländlichen Assoziationen und präsentiert sich als *urbane Möglichkeit*; Heimat ist nichts, das sich konsumieren lässt, sondern sie wird *aktiv angeeignet*. Heimat hat, wie in der ursprünglich-konkreten Bedeutung des Wortes, wieder sehr viel mit *Alltag* und alltäglichen Lebensmöglichkeiten zu tun« (alle Hervorheb. im Original; Bausinger 1986: 88).

Daraus ergeben sich konkrete Kriterien, die sich in eine Kulturpolitik umsetzen lassen, die sowohl die Erinnerung als auch die konstruktive Gestaltung der Zukunft umschließt:

- Heimat als Medium der Auseinandersetzung;
- Heimat und Regionalität;
- Heimat und urbane Entwicklung;
- Heimat als aktiver Dialog;
- Heimat und gutes Leben (für alle).

Was bedeutet das konkret für die kulturelle Infrastruktur und die Kulturpolitik?

- Raus aus der Nische, befreit die Kultur aus der Kultur. Kulturpolitik muss eine gemeinsame Sache aller Fachressorts werden. Sie darf nicht beschränkt sein auf Kultusministerien oder eine Beauftragte für Kultur und Medien. Sie darf überdies nicht mehr als das »Schöne und Gute« belächelt werden, sondern sollte überzeugend als zivilisatorische Daseinsvorsorge vertreten werden.
- Heimat ist ein Prozess. Heimat ist keine räumliche Gegend, sondern ein Auf-
trag. Heimat ist ein Geflecht aus Bezügen und Verantwortung. Man kann zu-
schauen, wie der Begriff okkupiert und vereinfacht gedeutet wird. Gleiches
gilt für den Kulturbegriff. Man kann ein überkommenes Verständnis von Hei-
mat und Kultur kritisieren und angreifen. Die wahre Entfaltung aber leistet,
wer die eigene Überzeugung offensiv vertritt. Deshalb sind die Kunst und die
Kulturpolitik so ein wertvolles Feld. Sie bieten die Bühne und das Reflexions-
vermögen. Es geht nicht darum, sich einen Begriff von Kultur oder Heimat zu-
rückzuholen, sondern das eigene Verständnis von Heimat und Kultur zu leben
und aktiv zu vertreten. Das kann sich in konkreter Programmförderung nie-
derschlagen, die jährlich wechselt und aktuelle Schwerpunkte benennt.
- Angebote in Kunst und Kultur bieten Reflexionsräume und Möglichkeiten
des Dialogs. Kulturpolitik ist die Begleitung der Transformation unserer Ge-
sellschaft. Veränderungen können dann gestaltet werden, wenn sich Menschen
mitgenommen fühlen, wenn sie Teilhabemöglichkeiten haben und Angebote,
Kritik zu üben und Fragen zu stellen. Für diese Funktion, die von den Künsten
und der Erwachsenenbildung erfüllt wird, braucht es soziale und greifbare Räu-
me, die die Kulturpolitik durch Ressourcen, wie Geld und Personal unterstützt.
- Besonders im ländlichen Raum brauchen wir darüber hinaus Angebote zur
kulturellen Teilhabe. Durch solche Angebote fühlen sich Bürgerinnen und
Bürger mitgenommen, auch wenn die Gesellschaft sich rasant ändert.
- Es sind nicht nur temporäre Projektmittel wichtig, wie sie in der Vergangen-
heit gerne genutzt wurden, sondern personelle Präsenz. Personal kostet erstens
Geld und ist zweitens immer mit Aufwuchs verbunden. Aber die Wertigkeit
und Authentizität ist gegeben, persönliche Begegnungen bauen Ängste ab.
- Dezentrale Angebote zur Digitalität der Kultur werden immer wichtiger. Ein
Beispiel sind die sogenannten Digitalen Knotenpunkte in Schleswig-Holstein.¹
Digitale Knotenpunkte sind Werkstätten und Showrooms, in denen digitale
Technologie erlernt und angewandt werden kann. Darüber hinaus sind sie ori-
ginäre Treffpunkte und Kompetenzzentren rund um das Thema Digitalität.
Ziel des Projektes im Norden ist die Sensibilisierung der Bürgerinnen und Bür-
ger für den digitalen Wandel. Es geht um eine Vorbildfunktion für Einrich-
tungen der Kultur- und Bildungsinfrastruktur sowie für andere Einrichtungen
und Institutionen wie das digitale Angebot gestaltet werden kann. Um die
Schnittstelle von Bildung und Kultur mit Hilfe von Digitalen Knotenpunkten

1 Mehr dazu siehe <https://lokal.digital-sh.de> (letzter Zugriff: 6.11.2019)

zu stärken, sind sie an Volkshochschulen (VHS) und Bibliotheken angesiedelt. Sie bieten die nötige Netzversorgung und gute Erreichbarkeit, barrierefreie Zugänglichkeit (Öffnungszeiten) und entsprechende räumliche Kapazitäten, die sowohl lockere Kontakte sowie intensive Schulungen ermöglichen. Vor allem aber sind sie Anlaufstellen in ländlichen Räumen, in denen häufig das Gefühl vorherrscht, von (technischen) Entwicklungen in den Metropolregionen abgeschnitten zu sein.

- Darüber hinaus können lokale Kulturaktivitäten wie kleine Privattheater, Feuerwehrkapellen, Kirchenchöre, Soziokulturelle Zentren auf dem Land etc. stärker in den Fokus der Förderung genommen werden.

Was wir benötigen ist eine selbstbewusste Kulturpolitik, die Förderungen beibehält und verstetigt, Leuchttürme errichtet, die wegweisend sind und nicht nur konservieren, und den ländlichen Raum nicht aus dem Blick verliert, sondern aktiv unterstützt. Vor allem benötigt es einer Politik, die sich substanziell über Entwicklungen und Ziele vergewissert und die aktive Auseinandersetzung nicht scheut. Angesichts der Unterminierung des Staates und der Infragestellung staatlicher Institutionen brauchen wir eine starke staatliche Kulturpolitik mehr denn je. Sicher, es gab eine Phase am Anfang der 2000er Jahre, als das Kulturmanagement reüssierte und private Steuerungselemente in die Kulturverwaltungen einführte. Wenn wir aber jetzt die Kulturentwicklung hauptsächlich privaten ökonomischen Steuerungsinstrumenten überlassen oder uns im Dreiklang von Förderung, Leuchttürmen und Kulturentwicklung allein auf einen der beiden ersten Punkte konzentrieren, entledigen wir uns wichtiger Optionen staatlichen Handelns und überlassen das Feld denjenigen, die eher den Mythos als die Zukunft im Blick haben.

Die Zeiten ändern sich, die Anforderungen mit ihnen. Im Ergebnis sollte staatlicherseits deutlich mehr strategische und konzeptionelle Kulturpolitik stehen. Sie zu betreiben bedeutet, die Entwicklungen in der Gesellschaft wahrzunehmen und die kulturelle Infrastruktur in die Lage zu versetzen, sich mit diesen auseinanderzusetzen und zu thematisieren und neue Methoden oder Instrumente zu nutzen. Einrichtungen der kulturellen Infrastruktur haben sich in den vergangenen Jahrzehnten als kritische Instanz etabliert. Das ist gut, reicht aber beileibe nicht aus. Nun gilt es neben dem Dagegen-Sein ein Dafür-Sein zu fördern für eine liberale und vielfältige Gesellschaft, für eine reichhaltige Kultur in unserem Land. Künstlerinnen und Künstler beherrschen, arbeiten und wirken mit Worten, Symbolen oder Codes und können einen wertvollen emotionalen Beitrag leisten, wo Fakten nicht gehört werden. »Wir sind«, so fasst es jedenfalls Jean Améry zusammen, »[...] darauf gestellt, in Dingen zu leben, die uns Geschichten erzählen.« (Améry 1977: 107) Erzählen und Zuhören und das Wahrnehmen mit allen Sinnen sind für ihn die Zugänge zur Heimat. (Vgl. ebd.: 106) Gefühle sind ein Katalysator für die Erinnerung, den die Kunst durchaus zu bedienen weiß, ohne ihr kritisches Potenzial zu verleugnen.

Heimat ist nicht nur eine kulturelle, es ist eine große kulturpolitische Ressource und eine künstlerische Chance. Wir können, wie der ungarische Kulturwissenschaftler László F. Földényi schreibt, »und mögen wir alles noch so lückenlos absichern und die Welt noch so heimelig gestalten, eine Heimat nur inmitten der Heimatlosigkeit einrichten [...]« (Földényi 2019: 24f.). Ziel der Kunst kann es sein, Heimat in der Heimatlosigkeit zu schaffen, Sicherheit in der Unsicherheit, mögliche Antworten auf unmögliche Fragen, Orientierung in der Orientierungslosigkeit – kurz: Beheimatung in der Fremde. Das scheint mir eines der wesentlichen Argumente gegen die Vereinnahmung des Heimatbegriffs von rechts zu sein. Diese Erkenntnis muss den Vereinfacherinnen und Vereinfachern ins Gesicht gesagt werden. Das ergibt einen kulturpolitischen Kriterienkatalog, der sich in Projektförderungen und institutionellen Programmen realisieren lässt. Wir müssen uns dabei der Fragmentarität der kulturpolitischen Bemühungen bewusst sein. Kunst und Kulturpolitik sind letztlich infinitesimale Unterfangen, betrieben in der Hoffnung – um mit Bloch zu sprechen –, dass sie gelingen mögen.

Literatur

- Améry, Jean (1977): *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*, Stuttgart: Klett-Cotta
- Bausinger, Hermann (1990): »Heimat in einer offenen Gesellschaft«, in: *Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven*, Bd. 294/1, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung
- Bettini, Maurizio (2018): *Wurzeln. Die trügerischen Mythen der Identität*, München: Verlag Antje Kunstmann
- Bloch, Ernst (1959): *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Bloch, Ernst (1985): *Experimentum Mundi. Frage, Kategorien des Herausbringens, Praxis*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Földényi, László F. (2019): *Lob der Melancholie. Rätselhafte Botschaften*, Berlin: Matthes & Seitz
- Langhoff, Shermin (2018): *Das halbgebaute Nest*, <https://www.der-theaterverlag.de/theatermagazin/dtm/theatermagazin-09-2018/shermin-langhoff-ueber-heimat/> (letzter Zugriff: 3.11.2019)
- Mitzscherlich, Beate (2000): *Heimat ist, was ich mache. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung*, Herbolzheim: Centaurus Verlag
- Vates, Daniela (2017): »Heimatgefühl: Psychologin im Interview »Gleichsetzung von Heimat und Staat ist verhängnisvoll««, in: *Berliner Zeitung*, 11.10.2017, <https://archiv.berlinerzeitung.de/politik/psychologin-im-interview-die-gleichsetzung-von-heimat-und-staat-ist-verhaengnisvoll-28566444> (letzter Zugriff: 4.2.2020)
- Wehling, Elisabeth (2016): *Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*, Köln: Herbert von Halem
- Zöller, Renate (2015): *Heimat. Annäherungen an ein Gefühl*, Berlin: Christoph Links Verlag

